

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 57 (1984)

Heft: [4]

Artikel: Die Volksschule im Jahr 2000

Autor: Michel-Alder, Elisabeth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-852187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mosphäre, in der tausenderlei Schwierigkeiten des Schulalltags ohne Lamento zur Sprache kamen, in der die Konfrontation mit anderen Schulmodellen nicht zur Identitätskrise in schwärmerischer Träumerei oder bitterem Verdruss führte, sondern zu intensiven Auseinandersetzungen mit teils ernsthaftem, teils humorvollem Charakter.

Die Volksschule im Jahr 2000

von Elisabeth Michel-Alder

Man trifft sie nicht selten, die Erziehungsfachleute, Eltern und Lehrer, die über das rau und konservativ gewordene politische Klima, das An-Ort-Treten in der Bildungsdiskussion und die Verbannung des Begriffs «Reform» aus dem Vokabular der Schulleute klagen. Ende der sechziger Jahre war das völlig anders. Die ökonomische, ökologische, politische und technologische Situation der Schweiz verändert sich laufend. Weder der Rückblick auf den Aufbruch vor 15 Jahren noch das Festhalten am Erreichten genügen, um im 21. Jahrhundert Schulen zur Verfügung zu haben, die den künftigen Schülern angemessen sind. Es gilt, über wünschbare Zukünfte nachzudenken, Ziele zu formulieren, Vorentscheide zu fällen und Schritte in der richtigen Richtung zu tun. Zur Klärung des Wünschbaren werden im folgenden zwei mögliche Schulszenarien für das Jahr 2000 vorgestellt.

Szenario «Monolith»

Auch im Jahr 2000 liegt das Bildungswesen fest in den Händen kantonaler Erziehungsdirektoren. Ihnen stehen respektheischende Stäbe administrativer und bildungswissenschaftlicher Fachleute zur Seite.

Die *Übertritte* von Schulstufe zu Schulstufe sind eigentliche Hürdenrennen. Schon nach der zweiten Klasse werden die Besten aussortiert und in Eliteklassen besonders gefördert. Sonderklassen gibt es ab erstem Schuljahr. Fragen der Selektion erfahren sorgfältigste Behandlung; die Prüfungsmodalitäten halten wissenschaftlichen Kriterien stand, sind objektiv, zuverlässig, valide und aussagekräftig. Standardisierte Tests kommen zum Einsatz, die Zeugnisse sind sehr detailliert und werden schon im Kindergarten in Form von Briefen an die Eltern ausgestellt. Am Ende jedes Schuljahrs erhalten die Klassenbesten schöne Preise. Sämtliche Noten tippen die Lehrer in den zentralen Erziehungscomputer ein; sie werden laufend ausgewertet. Fällt ein Kind im Leistungsniveau zurück, erhalten seine Eltern automatisch einen Brief zugestellt, der zu mehr Kontrolle, Aufgabenhilfe oder Therapie anregt.

Das Schulgeschehen wird mit dem Instrument kantonaler *Lehrpläne* gesteuert, die präzise Angaben für jedes Semester enthalten. Die Zahl der Unterrichtsfächer ist gegenüber 1984 angestiegen. Vor allem im naturwissenschaftlichen und technischen Bereich gibt es neue Schwerpunkte, aber auch in Psychologie: Man soll das Verhalten der Menschen durchschauen lernen. Der Stoff wird in stundenweisen Portionen verabreicht. Die Lehrpläne fixieren Wissensziele, nach wie vor ist die sogenannte Wahl der Methoden das sakrosante Freiheitsrecht des Lehrers. *Lehrer und Lehrerin* sind die Sonnen am Schulhimmel, nichts geht ohne sie. Gegenüber 1984 werden sie

drei bis vier Jahre länger ausgebildet und geformt. Zur Aufnahmeprüfung ins Seminar gehören auch Begutachtungen von Charakter und Werthaltung; auch die Bewährung im Militär spielt eine Rolle bei der Zusprache der Lehrbewilligung. Ab zweitem Ausbildungsjahr erhalten die Lehrer einen Ausbildungslohn, und es wird ihnen eine Stelle garantiert. Nicht immer sitzen sie am Schreibtisch: Zur Ausbildung gehören auch Betriebspraktika, Katastropheneinsätze im Inland und Sprachaufenthalte in der Romandie und im Tessin zwecks Stärkung der Identifikation mit der Nation. Jeder Lehrer kann sich in gewissem Rahmen spezialisieren und innerhalb seines Schulhauses mit Kollegen Unterricht abtauschen. Man sagt, die Zeit der Generalisten sei vorbei. Die Lehrerlöhne sind hoch angesetzt; der Staat entschädigt seine Pädagogen wie Richter und Spitalärzte grosszügig als Beweis ihrer Bedeutung für die Prägung der künftigen Generationen.

Weiterbildung ist für Lehrer obligatorisch. Die Standesorganisationen der Lehrer werden staatlich subventioniert; sie veranstalten jede Menge Freizeitaktivitäten im Kollegenkreis, damit auch im informellen Rahmen der Zusammenhalt der Berufsgruppe gestärkt wird.

Den Lehrern stehen *ausgebaute Fachstellen* zur Verfügung: von Schulpsychologen über Fachberater zu Selektionsspezialisten und Didaktikexperten. Böse Zungen sprechen von Entmündigung durch Experten, die Lehrer wehren sich aber gegen solche Interpretationen. Wer die Dienste in Anspruch nimmt, gilt als besonders beflissen und wird von der Erziehungsdirektion mit gratis zugestellten Fachbüchern belohnt. Dass ein Element von Kontrolle diesem System innewohnt, gibt sogar der Erziehungsdirektor im Kantonsrat durch die Blume zu. Sein befürwortendes Hauptargument ist allerdings nicht Kontrolle, sondern dass die Fachstellen Motoren der Schulreform sind und rasche Anpassungen an neue Ansprüche der Wirtschaft garantieren.

Billig ist dieses Schulsystem selbstverständlich nicht, doch die politisch massgeblichen Kreise haben schon zu Beginn der neunziger Jahre beschlossen, hier schwerpunktmässig öffentliche Gelder zu investieren, um die überforderten Familien zu entlasten und beim Übertritt ins Erwerbsleben möglichst viele junge Leute zur Verfügung zu haben, die ihren Zwecken gut entsprechen und die richtigen Leistungsnormen verinnerlicht haben.

Jede Gemeinde hat eine *professionelle Schulverwaltung*, die den Kontakt zwischen Eltern und Schule pflegt, Veranstaltungen organisiert und regelmässig informiert. Die Eltern erhalten keine Gelegenheit, ihre Sonderwünsche und -interessen beim Lehrer direkt geltend zu machen; sie stellen Anträge an die Schulverwaltung und werden von dieser allenfalls zu Besprechungen eingeladen. Alle Jahre erhalten sie einen Fragebogen zur Beurteilung von Lehrer und Lehrplan. Kontrollbesuche in den Klassen machen Fachinspektoren, die Laienaufsicht der Schulpflegen ist durch Profis ersetzt worden.

Die *kantonalen Lehrmittel* sind mit grossem Aufwand gestaltet und sehr attraktiv. Andere Lehrbücher sind nicht zugelassen. Dem Lehrer werden brillant aufbereitete Unterrichtsmaterialien geliefert, was seine Aufgabe natürlich erleichtert und Vorbereitungszeit spart. Diese Materialien gibt es jedes Jahr in neuer Form, wobei technischen Spielereien viel Raum gewährt wird. Das fasziniert die Schüler. Die Schulhäuser sind teure, gut ausgestattete öffentliche Gebäude, dekoriert mit kindgemässer Kunst. In den Klassenzimmern werden mit viel Farbe und Grünzeug «Heimaten» der Klassenverbände gestaltet.

Warum dieser grosse Aufwand für die Schule? Sie ist die wesentliche *Formierungsinstanz*, die einerseits den gültigen Kanon des Wissens vermittelt und andererseits die Elite aussiebt, welche schliesslich an den Hochschulen Lorbeerkränze holt. Darüber hinaus aber hat die Schule den Auftrag, den jungen Leuten Wohlverhalten und Gehorsam bei der Arbeit beizubringen und die Frage nach dem Spass auf den Feierabend zu verschieben. Fleiss, Einsatz, Sorgfalt und Respekt gegenüber den Vorgesetzten werden in der Schule geübt, als Arbeitshaltung verfestigt und im Zeugnis benotet.

Die Schule ist die wichtigste gemeinsame Erfahrung für Kinder aus den unterschiedlichsten sozialen Milieus und Wertsystemen, Kinder von Eltern, die mehr materielle, und andern, die immaterielle Güter erstreben. Hier werden die Teilgruppen verklammert, individuell allzu Prägnantes abgeschliffen und Phantastereien eingeebnet. Die Schule muss als Schmelztiegel für die heterogenen gesellschaftlichen Gruppen funktionieren und sicherstellen, dass Bindungen an die Nation Schweiz ebenso entstehen wie Loyalitäten gegenüber Arbeitgebern. Ziel sind gutfunktionierende Spezialisten, die auch ohne Einblick in grössere Zusammenhänge im Arbeitsleben einsatzfreudig bleiben.

Die obligatorische Schulzeit dauert zwölf Jahre – damit wird eine effektivere Prägung erreicht, und überdies hält man damit überzählige Bewerber eine Zeitlang vom Arbeitsmarkt fern.

Zur Bewältigung des raschen Wandels in Berufs- und Arbeitsalltag hat der Staat ein Netz von *Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten* aufgebaut. Hier finden Lehrer neue Tätigkeitsfelder, die in der Volksschule aufgrund tiefer Geburtenraten nicht mehr gebraucht werden. Die Kurse sind nicht gratis, aber preiswert und bieten neben berufsrelevantem Wissen auch künstlerische und kulturelle Anregung.

Wie gesagt: Die Lehrpläne, der wohldefinierte Kanon gültigen Wissens, sind das Rückgrat des Schulalltags. Mathematik (das digitale Denken), Technik, Sprachen haben erste Priorität. Grosses Gewicht wird auch der Förderung von Vaterlandsliebe beigemessen. Traditionspflege, die Sagenwelt, Geschichte, Heimatkunde usw. sollen den Kindern Boden unter die Füsse geben im raschen Wechsel der «Moden». Musische Fächer mit Betonung des Gemeinschaftlichen sind zur Pflege des Gemüts gedacht, sie kompensieren ein Stück weit den Mangel in einer durch Mikroelektronik immer abstrakter, unsinnlicher gewordenen Welt.

Das «Monolith»-Schulmodell setzt voraus, dass die Volksschule als *gesellschaftliche Integrationsinstanz* unerlässlich ist und dass eine grosse Portion allgemeinverbindliches Wissen eingepflanzt sein muss, bevor der junge Mensch im Hinblick auf seine spätere Berufslaufbahn zum *Spezialisten* wird. Weil die Arbeitswelt hierarchisch organisiert ist, muss die Schule aussieben und mit ihren Zeugnissen und Stufen die späteren Unterschiede bezüglich Lohn, Freiräume am Arbeitsplatz und Weisungsbefugnis rechtfertigen helfen.

Die Kanäle zwischen Schule und Arbeitswelt sind eng, es gibt überall einen *Numerus clausus*. Die Zahl der Ausbildungsplätze ist nur unwesentlich grösser als der vermutete Bedarf an künftigen Arbeitskräften – der kleine Puffer ist sicherheitshalber für die Arbeitgeber eingerichtet. Wer bei der Ausbildungsplatzverteilung leer ausgeht, wird eben Hilfskraft im grossen Heer der einfachen Dienstleister.

In der «Monolith»-Schule sind zwei Faktoren wichtig: der Lehrer und der Stoff. Der Schüler muss sich beiden unterordnen und soll verinnerlichen, dass belohnenswerte Leistung nur durch Selbstüberwindung zustande kommt.

Szenario «Kaleidoskop»

Privatschulen gab es in der ganzen Schweiz seit eh und je, vor allem in den Städten. Im Lauf der achtziger Jahre hat sich ihre Zahl spürbar vergrössert, nicht zuletzt als Folge der Erstarrung innerhalb der alten Staatsschulen. Fremdarbeitervereinigungen gründeten eigene Institutionen (um den Kindern Identitätsprobleme zu ersparen), ambitionöse Eltern unterstützten die Initiative «Begabenschule», Gründende und Menschen der «zweiten Kultur»*, die sich auf immaterielle Werte und ganzheitliche menschliche Entwicklung konzentrieren und neue Lebens- und Arbeitsformen suchen, schickten ihre Kinder an Rudolf-Steiner-Schulen, stark religiös Orientierte wollten ihre Sprösslinge im Sinn und Geist ihrer Kirche erzogen wissen. Eine Elterninitiative hat schon 1985 mehrere Tagesschulen geschaffen. Lieber sparten sich die Eltern etwas am Mund ab, als ihre Kinder nicht in die geeignetste und ideologisch passendste Schule zu schicken. Die Belastung war nicht für alle gleich gross: In einzelnen Kantonen war per Volksinitiativen beschlossen worden, dass namhafte Steuerabzüge tätigen konnte, wer seine Kinder nicht der Staatsschule überliess.

Die vielen Privatinitiativen klopften allerdings Parlamente und Regierungen aus dem Busch. Der Wunsch vieler Eltern nach *massgeschneiderten Schultypen* wurde ernst genommen, initiative Schulgründer erhielten freie Hand für Experimente, der Rahmen wurde gelockert. Eine hochkarätig besetzte kantonale Kommission für Schulerneuerung beobachtete den Ablauf von Schulversuchen, die von Gesinnungsvereinen, Lehrerkollektiven, Kirchen, Basisdemokraten, Türken, Ökologen, Quartierbewohnern oder Feministinnen eingeleitet wurden. Ein Grossteil der neuen Einrichtungen genügte den liberalen Kriterien, nicht zuletzt, weil es den meisten Organisatoren nicht an Engagement, am Furor paedagogicus fehlte. Die Funken sprühten, die Kinder liessen sich begeistern und entwickelten eigene Lerninitiativen. Was sich bewährte, übernahm nach 1987 der Kanton unter sein wachsendes Schuldach. Er stellte Räume zur Verfügung, entschädigte administrative Minimalleistungen und übernahm bescheidene Grundlöhne für das Lehrpersonal. Damit liessen sich gewisse Einsparungen im Bildungsbudget erzielen – fast in allen Neugründungen mussten denn auch die Eltern noch zusätzlich zur Kasse gebeten werden.

Im Jahr 2000 sind Einheitschulen nur noch in kleinen Dörfern mit homogener Bevölkerung anzutreffen. In Orten wie Dietikon, Bülach oder Wetzikon haben Eltern und Kinder *freie Wahl* zwischen mindestens einem halben Dutzend Typen – von der Schule der humanistischen Ganzheitlichkeit über die Kadettenschule, die Migros-Schule des sozialen Kapitals und die Schule des Wertwandels bis zur Staatsschule traditioneller Art.

* Erste und zweite Kultur: Als Vertreter der «ersten Kultur» werden im Text Personen verstanden, die sich an den Zielen und (männlichen) Werten der fünfziger und sechziger Jahre orientieren, die sich also für weiteres materielles Wachstum einsetzen, das Vorrecht der Stärkeren betonen, hierarchische Führungsmodelle verteidigen und die Trennung zwischen Arbeit (als Welt von Pflicht und Verzicht) und Freizeit (als Welt von Spass, Entspannung und Erholung vom Stress) befürworten. In der Begrifflichkeit von Erich Fromm wären sie Vertreter des Prinzips «Haben».

Die Angehörigen der «zweiten Kultur» plädieren für sanften Umgang mit Natur und Mitmenschen und lassen sich nur beschränkt durch herkömmliche Belohnungen wie Geld, Macht und Prestige in entfremdende Berufstätigkeiten einspannen. Sie suche eine ausgeglichene Entfaltung von Intellekt, sozialen Fähigkeiten, Gefühlswelt und handwerklichen Talenten und erproben neue Rollen für Männer wie für Frauen. «Ganzheitlichkeit» ist für sie ein Schlüsselbegriff, ebenso «Integration» (verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, aber auch verschiedener Lebensbereiche wie Freizeit und Arbeit). Sie verstehen sich als Vertreter des Prinzips «Sein».

Die neuen Schulen werden zum einen von gesellschaftlichen Gruppen und Eltern getragen und weitgehend im *Milizsystem* organisiert (dieser Einsatz gilt als eine Art persönliche Weiterbildung); zum andern – wenn sie zur ersten Kultur gehören (die sich auf materielle Güter konzentriert, zentrale Organisationen unterstützt und wirtschaftliches Wachstum fördert) – werden sie durch Administrationsprofis betreut. Letztgenannte, meist prestigebeladene Einrichtungen werben mit Hochglanzprospekten und speziell gedrillten Elternbesuchern um Kinder, sie kosten nicht wenig und sind trotz grossem Luxus noch ein Geschäft. Viele der anderen Einrichtungen arbeiten eher pfadfinderhaft, mit finanziellen Restriktionen und ganz ohne Gewinn. Sie finden ihren Nachwuchs meist ganz gut durch Mund-zu-Mund-Propaganda und im Kreis Gleichgesinnter oder auf den speziellen Schulseiten der Tagespresse. Manche Schultypen verschwinden nach ein paar Jahren wieder, neue entstehen. Nicht alle Konstellationen und Anliegen, die zur Schulgründungsidee führen, sind eben von langer Dauer. Gewisse Wechsel würden den Kindern nicht schaden, sondern ihre Problemlösungsfähigkeit fördern, ist die weitherum geteilte Überzeugung. Wenn menschliche Wärme vorhanden sei und die wesentlichen Normen und Werte auch am neuen Ort stimmten, seien Umstellungen zwar kein Pappenstiel, aber auch keine Katastrophe.

Das lockere, *flexible Schulsystem* ist eine Art staatlich mitbestimmter Markt, auf dem Kinder und Eltern Lernplätze buchen. Das *kantonale Schulgesetz* regelt denn auch nur minimale Rahmenbedingungen für Infrastruktur und Finanzierung. Nehmen wir die Schule «Sanfter Weg» als Beispiel: Pro unterrichtetes Kind stehen ihr ein Frankenbeitrag, Grundbesoldung der Lehrkräfte und einige Quadratmeter Schulraum zur Verfügung. Es ist Aufgabe der Schule, den Einsatz dieser Mittel zu planen und ihr Budget der Erziehungsdirektion zur Kenntnis zu bringen. Es gibt Schulen, die schwerpunktmässig in Unterrichtsmaterialien (etwa technische Hilfen zum Selbstunterricht oder aber ein Bauerngut für einschlägige Erfahrungssammlung usw.) investieren, andere bezahlen zum Beispiel ihre Lehrkräfte besonders fürstlich. Der Staat kontrolliert die Buchhaltung, die hygienischen Verhältnisse, und er informiert sich regelmässig, ob der Unterricht sich nicht vom eingereichten Konzept entfernt. Er ist dafür besorgt, dass jedes Kind einen Lernplatz findet. Die Verantwortung für das Tun und Treiben im Schulalltag ist *dezentralisiert* und liegt in den Händen der Träger und direkt Betroffenen.

Schon Ende der achtziger Jahre waren die Schulhäuser nicht mehr Kinderghettos, sondern vielmehr *Lern- und Kulturzentren* der Gemeinden und Quartiere. Erwachsene jeden Alters haben nämlich erfasst, dass Lernen Spass machen kann. Angefangen hatte diese Entwicklung damit, dass etliche Lehrer zur Bereicherung ihres Unterrichts pädagogische Nichtprofis beigezogen haben. Sie wollten nicht durren Stoff in die Köpfe der Kinder füllen, sondern authentisches Leben zum Gegenstand des Unterrichts machen. Wo ihnen die Erfahrung fehlte, mobilisierten sie Bekannte, Eltern und Berufsleute (Krankenschwestern, PTT-Fernmeldespezialisten, Drogisten, Kraftwerkbauer usw.) der näheren Umgebung. Manche erwiesen sich als didaktische Talente, sie wurden sozusagen unverzichtbare Mitarbeiter. Die Eltern hörten fast neidisch zu, wenn ihre Kinder Schulerlebnisse schilderten, und wollten auch mitmachen, wenigstens am Rand. Zaghaft schrieben einzelne Schulen erste Kurse aus, der Zulauf war erstaunlich gross. Inzwischen ist die wöchentliche Arbeitszeit auf 34 Stunden gesunken – da bleibt tatsächlich auch für Vollzeitarbeiter Musse zum Weiterlernen. Auch diese Erwachsenenbildung wird im Jahr 2000 vom Staat

punkto Infrastruktur unterstützt – ohne Selbstkostenanteil der Mitmacher funktioniert die Sache allerdings nicht. In der Erwachsenenbildung, die berufliche Fortbildung, Kulturelles, Auseinandersetzung mit Gegenwartsproblemen und Handarbeit umfasst, ist der professionelle Lehrer zwar mit von der Partie, meist aber in der Rolle des Begleiters und Mitlernenden, nicht in derjenigen des Anführers. Die Erwachsenen haben entdeckt, dass sie viel voneinander lernen können, dass Informations- und Kompetenzaustausch etwas bringt, nicht bloss das Kaufen von Unterweisung. Weil die *Erwachsenenbildung* soviel Anklang findet, können es sich die Kantone leisten, die obligatorische Schulzeit nach neun, spätestens zehn Jahren abzuschliessen. Die Leute bleiben nicht auf dem Niveau stehen, das sie als 16jährige erreicht haben.

Die Lehrerrolle hat sich gegenüber 1984 massgeblich verändert. *Lehrerin und Lehrer* sind nicht mehr die zentralen Autoritäten im Schulraum, sie sind vielmehr Arrangeure, Ermöglicher interessanter Lernsituationen, sie sind Animatoren und Berater selbst aktiver Kinder. Häufig bilden sie Teams. Niemand verlangt von ihnen politisch weltanschauliche Neutralität, im Gegenteil. Sie sind Vertreter ihrer Überzeugungen und gerade deshalb von einem der Schulträger gewählt worden. Das Weltbild des Lehrers ist wichtig; er muss sich integral im Schulgeschehen engagieren. Die Möglichkeit, sich vollumfänglich mit der Aufgabe zu identifizieren, entschädigt viele Lehrer für zuweilen nicht eben üppige Lohnzahlungen.

Die Ausbildungswege der Lehrer sind vielfältig; gesetzlich vorgeschrieben ist bloss ein pädagogisch-didaktischer Grundkurs von einigen Monaten Dauer. Es hat sich im Lauf der Zeit eingebürgert, dass die Berufswahl zum Lehrer relativ spät erfolgt. Die meisten Kandidaten für Lehrstellen haben bereits in diversen Jobs Erfahrungen gesammelt, längst nicht alle können ein Mittelschulzeugnis oder eine Maturität vorweisen. Im Unterrichtsalltag werden sie von der Schulträgerschaft und den Eltern begleitet, beraten und kontrolliert. Die personennahe, wenig entfremdete Lehrertätigkeit gilt als attraktiv und zieht viele Bewerber an.

Lehrpläne im alten Stil gibt es in den «Kaleidoskop»-Schulen keine mehr. Sogar in den als «streng» taxierten Begabenschulen wird die Rolle des Wissens sehr relativiert – es veraltet ja so rasch. Man eignet sich Schritt für Schritt in einem organischen Prozess die Welt an. Entscheidend ist für Fähigkeit, mit zunehmend komplexeren Problemen zu Rande zu kommen, Methoden der Wissensbeschaffung zu beherrschen und sich die Bewältigung beruflicher wie alltäglicher Anforderungen zuzumuten. Lernstoff ist alles, was die Schüler im Zusammenleben, in der Gemeinde, zu Hause, in den Betrieben, staatlichen Institutionen wie in Natur und Umwelt erfahren und besser verstehen lernen möchten. Der *Prozess des Lernens* ist wichtig – je nach Intensität dieses Prozesses fällt das Resultat aus. Eigentlich steht bloss ein Lernziel fest: Aufbau, Stärkung und Herausforderung der Handlungsfähigkeit, der Identität, der Persönlichkeit des Schülers. Ideal ist der breit interessierte Generalist, der selbständig denkt, sensibel ist für andere, eigenständig urteilt und Engagement für die zu bearbeitende Sache entwickeln kann. Weil Normen und Werte von Elternhaus und Schule sich überdies decken, hat später auch der junge Erwachsene die Kraft, sich Konflikten und Problemen erfolgreich zu stellen.

Gefragt sind *ganzheitliche Persönlichkeiten*; dass die Begabungen verschieden gewichtet sind, ist zweitrangig. Offen und neugierig sollen Kinder, Jugendliche und später Erwachsene ihre Lernprozesse selbst in die Hand nehmen. Die neuen Technologien und Medien eröffnen einen riesigen Selbstbedienungsmarkt für Lernmaterial, 79

das individuell und gruppenweise eifrig genutzt wird. Kooperation ist schon auf Volksschulstufe weit wichtiger als der Wettbewerb jedes gegen jeden. «Leistung» bezieht sich nicht länger mehr allein auf intellektuelle Schärfe und Schnelligkeit, sensibler und respektvoller Umgang mit Dritten, Phantasie und manuelles Geschick gehören ebenso unter dieses Begriffsdach. Praktische Intelligenz zählt nicht weniger als abstrakte; die Universität (auch sie eine veränderte, offene Anstalt) gilt nicht mehr als höchstes Ziel einer Schulkarriere. Nicht bloss ausnahmsweise entscheiden sich Hochschulabsolventen für einen handwerklichen Beruf. Bildung ist schliesslich nicht bloss eine Investition im Hinblick auf Rendite (also hohen Lohn) in der Arbeitswelt.

Nicht ohne Reibung vollziehen sich *Übertritte* von Schule zu Schule und der Wechsel ins Lohnarbeitsleben. Umsteigen heisst vertiefte Aufnahmegespräche und längere Probezeiten auf sich nehmen. Jede Wahl ist nicht bloss Frage eines einmaligen Entscheids, sondern Ergebnis einer Phase des Suchens und der Erprobung. Selektion gibt es innerhalb der Schulen bloss ausnahmsweise in Form von Ausschluss oder Zurücksetzung. Die Lehrer beraten die Kinder je nach momentanen Leistungsstand und -eifer in der Wahl ihnen gemässer Lernprojekte. Die strenge Einteilung in Jahrgangsklassen existiert kaum mehr, sie ist weitgehend abgelöst durch ein System leistungshomogener Gruppen.

Lernen ist in der «Kaleidoskop»-Schule als sanft gesteuerte Auseinandersetzung mit der Umwelt, als Problemlösen und Erfahrung sammeln möglichst selbständig Lernender zu verstehen.

* * *

Lassen wir es mit diesen grobmaschigen Skizzen zweier möglicher Schulzukünfte bewenden. In beiden Szenarien sind Elemente zu entdecken, die man ansatzweise bereits kennt. Es dauert eben nur noch 16 Jahre bis zum Jahr 2000.

Unsere heutigen Volksschulen tragen noch wesentliche Merkmale des 19. Jahrhunderts. Wir kommen aber nicht um die Verantwortung herum, Formen für das 21. Jahrhundert zu suchen. Entwickelt sich unsere Gesellschaft in Richtung mehr Zwang, mehr Anpassung, mehr autoritärer Formierung oder in Richtung grösserer Freiheitlichkeit?

Wie liessen sich die positiven Elemente beider Modelle kombinieren? Zu einem System, das maximal viele Vorteile und bloss minimale Nachteile hat?

Bei aller Freude an Zukunftsperspektiven und Erneuerung ist zu bedenken, dass grundlegende Werte wie Sicherung der Unterrichtsqualität, Ausgleich der Entwicklungschancen von Kindern aus verschiedenen sozialen Milieus und einigermassen gleichmässige geographische Verteilung der Bildungseinrichtungen nicht leichtfertig preisgegeben sind. Vielfalt darf nicht bloss in städtischen Verhältnissen gedeihen.

Eltern, Lehrer, Politiker, Behördenmitglieder, Verwaltungsmitarbeiter und vielleicht Schüler wirken bereits heute an Entscheiden mit, die die Schulwirklichkeit des Jahres 2000 prägen. Sind sie sich bewusst, wie und warum sie Weichen stellen, die beim gemächlichen Gang unserer politischen Entscheidungsmechanik Auswirkungen für Jahrzehnte haben? Sind sie sich im Gestrüpp aktueller Problemlösungen bewusst, dass wir nicht bloss Entwicklungen nachrennen müssen, sondern in gewissem Rahmen frei sind bei unsern Optionen für die Zukunft? Die Freiheit der Wahl ist für jene grösser, die sich früh entscheiden.

TAM 9/84